

Kindheit und Jugend

Flucht aus Schlesien/Breslau bis nach Ottendorf in Thüringen

In den kalten Wintermonaten Anfang 1945 war die Rote Armee unaufhaltsam auf Berlin vorgerückt, der deutsche Faschismus wankte, opferte aber noch immer sinnlos alte und junge Menschenleben. Die Familie Großmann verlor, wie viele andere Familien auch ihre schlesische Heimat, musste sie verlassen.

Januar 1945 auf dem großen Hauptbahnhof in Breslau. Meine Mutter und meine Schwester Inge zogen unseren Schlitten durch den Schnee. Ich saß auf dem Schlitten in eine Decke gehüllt, vor mir ein mittlerer Koffer, das einzige Gepäckstück, das uns begleitete. Wir standen am Bahnsteig und warteten auf unsere Nachbarin, Frau Köhler, die sich bereit erklärt hatte, mit meiner Schwester Ingrid an der Hand hinter uns herzulaufen. Frau Köhler kam nicht. Unsere Mutter stürzte los, um ihre Tochter zu suchen. Endlich fand sie durch Zufall die weinende Ingrid – von Frau Köhler einfach „abgestellt“ – am Eingang des Bahnhofs. Unsere Mutter heulte, aber die Familie war komplett, die Reise konnte beginnen. Wohin, wussten wir nicht. Wir wurden in Güterwaggons verfrachtet, und der Transport ging bei viel Schnee, Frost, eisiger Kälte los. Wir waren über zwei Tage unterwegs, mit Zwischenstopps und mehrmaligem Aus-, Ein- und Umsteigen.

Unser erster längerer Aufenthalt war Limbach in Sachsen. Hier mussten wir im Januar 1945 eine Zwischenstation einlegen. Wir lebten in der ehemaligen Nähmaschinenfabrik des Fabrikanten Köhler in zwei kleinen, immer kalten Zimmern zwölf Monate lang. Die Inhaber waren nach dem Westen geflohen. Im April rückte die Rote Armee weiter vor und nahm auch Quartier in der Nähmaschinenfabrik. Inge ging in Limbach wieder zur Schule. Unsere Mutter hatte die wichtigsten Schulbücher und Hefte für ihre große Tochter eingepackt und diese bis nach Sachsen gerettet. Es war Wahnsinn, sich mit Büchern auf der Flucht zu plagen, aber so war unsere Mutter. Die mittlere Schwester Ingrid wurde in Limbach eingeschult und ging hier einige Monate in die erste Schulklasse, bis zu unserer Weiterreise nach Thüringen. Meine Mutter erzählte immer wieder, dass wir sehr freundlich, sogar liebevoll von den russischen Soldaten behandelt wurden. Mich hatten sie in ihr Herz geschlossen. Wir erhielten gebratene Fische, Butter, Brot, Wurst, und kein Rotarmist hat unserer Mutter, einer damals jungen Frau ohne Mann, und der älteren Schwester etwas angetan. Ich wurde häufig gesucht und gefunden im Quartier der Rotarmisten.

Wir waren nach unserem Aufenthalt in Limbach über die Umsiedler-Lager in Gera und Hermsdorf/Stadtroda – erneut nur mit einem Koffer als Gepäck, aber gesund – in Ottendorf/Thüringen gestrandet. Unsere Flucht aus Schlesien hatte endlich ein Ende.

„Ja ich nehme sie mit.“

Das Jahr 1946 war angebrochen, als eines Januarabends gegen 21:00 Uhr seit etwa drei Stunden wir vier „Großmänner“ in der Kneipe „Zum Hirsch“ des dicken Kneipers Pohland saßen. Alle anderen Umsiedler-Familien waren bereits aufgeteilt worden. Wer wollte eine Familie mit vier Personen aufnehmen – bisher war kein Bauer dazu bereit. Wir waren hungrig, wir hatten Durst und uns war kalt. Da ging die Kneipentür auf, und es kam der Bauer Walter Hempel, klein und knorrig, mit hellen Augen, freundlichem Blick und mit einer sauberen, blauen Schürze herein. Er wollte sein tägliches Bier beim Wirt trinken. Es klang wie ein Witz, als Wirt den Bauern fragte: „Willst du die vier Flüchtlinge nicht mitnehmen, sie sitzen schon fast drei Stunden hier. Keiner will sie.“

Walter trank sein Bier, bezahlte, schaute mich an, kam zu mir, nahm mich an die Hand und sagte: „Ja, ich nehme sie mit.“

Der Bauer Walter Hempel führte uns, mich an der Hand haltend, zu seinem Bauernhof, Dorfstraße Nr. 13. Hier saß die Bäuerin mit ihren drei Jungs in der Küche am Tisch und war sichtlich erschrocken über die vier Flüchtlinge aus Schlesien. Unsere Mutter war es auch. Ich war noch keine fünf Jahre alt, und es begann eine unglaubliche, feste Freundschaft zwischen der Familie Hempel und mir.

Wir waren angekommen – endlich. Und unsere Mutter atmete erleichtert auf. Wir erhielten ein größeres, aber sehr kaltes Zimmer und eine Schlafkammer mit zwei Betten für vier Personen, es war die Obstabstellkammer des Bauern. Wir fielen übermüdet in die Betten. Unsere Mutter und ich schliefen in einem und die beiden Schwestern Inge und Ingrid in dem anderen hohen Bauernbett.

Frühmorgens nach der ersten Nacht in Ottendorf erklärte unsere Mutter ihren Kindern in Hempels Obst-Schlafkammer, dass sie uns die Hände abhacken würde, sollte einer von uns einen Apfel stehlen. Das hat keiner getan. Die Hände blieben dran und nach kurzer Zeit waren wir befreundete Familien. Unsere Mutter achtete sehr auf die Reinlichkeit und Sauberkeit ihrer Kinder. Ungewaschen am Esstisch Platz zu nehmen war unmöglich. Hände und Gesicht wurden von ihr beäugt. Jede Woche wurden wir Kinder in einer

großen Hempelschen Zinkwanne „eingeweicht und geschrubbt“. Auch zum furchtbaren Plumpsklo hatte unsere Mutter sehr schnell klare Vorstellungen. Wehe, wir wuschen uns nach dem Besuch der heiligen Plumpsklo-Stätte nicht die Hände. Regelmäßig scheuerte unsere Mutter das Klo. Sie entfernte die Spinnweben, schnitt das harte Papier in handliches Format und versuchte, das eigentliche „Plumpsloch“ immer wieder mit einem Tuch abzudecken. Einen Klodeckel gab es nicht. Das Tuch war ständig auf der „Flucht“, aber unsere Mutter ließ sich nie entmutigen. Mit der Zeit nahm die Bäuerin Gertrud die Mutter-Aktivitäten und den Kampf mit dem Plumpsklo zur Kenntnis und unterstützte sie.

Zusätzlich zu der Obstabstell-Schlafkammer erhielten wir die große „gute“ Stube zugewiesen. Sie lag zu ebener Erde, war eisig kalt und mit einer Kochmaschine, mit Tisch, Stühlen, einem Sofa und einem Schrank ausgestattet. Unsere Mutter berichtete oft, dass ich bereits am nächsten Tag auf Erkundungstour gegangen war, um das Bauernhaus und den großen Hof zu erforschen. Das Leben der Bauernfamilie spielte sich vorwiegend in ihrer großen Küche ab. Hier stand in einer Ecke neben einem großen Tisch mit Bänken der Fleisch-Kochkessel für das Schlachtfest und an der Seite zum Garten hin befand sich der in die Wand eingelassene Brotbackofen. Für mich war es immer ein spannendes Ereignis, wenn nach dem Heizen mit großen Holzscheiten die Glut aus dem Backofen entfernt, der Brotteig eingeschoben wurde und nach etwa einer Stunde runde, knusprig-braune Brote herauskamen. Die gespeicherte Hitze im Backofen-Mauerwerk reichte zum Backen der Brote und der großen runden Blechkuchen. Neben der Wohnküche lagen die Futterküche und ein dunkler Keller für Zuckerrüben und Futterrunkeln. Der Futterdämpfer wurde täglich angeheizt. Er diente zum Dämpfen der Futterkartoffeln für die Schweine, Kälber und Hühner. Später durfte ich mir ab und zu Kartoffeln daraus nehmen, die ich mit Heißhunger verspeiste. Inge und Ingrid lehnten die Schweinekartoffeln entschieden ab.

Vom Hausflur aus gelangte man über eine geschwungene, ausgetretene, knarrende Holzterasse in die erste Etage zu unserem „Schlafzimmer“, zum Schlafzimmer der Bauernfamilie und zu drei weiteren Zimmern für die Bauernsöhne und die Großmutter. Trat man aus dem Wohnhaus, fiel man fast in den großen, dampfenden, stinkenden Misthaufen. Einige Schritte weiter stand man in der Mitte des Bauernhofs. War das sehr breite Holztor (geeignet für die Durchfahrten der Traktoren und Pferdefuhrwerke) zur Straßenseite geschlossen, fühlte man sich verschanzt, wie in einer Burg. Auf beiden Seiten des Hofgebäudes waren die Stallungen aufgereiht. Auf der gegenüberliegen-